

# Ein Klaustag : Erzählung

Autor(en): **Wehrli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 5

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661646>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beinah ein ganzes Jahr hat sich die Pflanze auf die Zeit ihrer Blüte vorbereitet. Sie hat einen langsamen Lebenstakt. Auf der Schwelle des Gartenjahrs erscheinend, neigen sich ihre Sterne. Sie erwärmen die Sinne. Sie sind verzögerte, dennoch starke Töchter der Sonne. Eine der letzten, eine silberige mit rosa, heisst «Nebelrose» — in ihrem Namen erglimmt noch hinter den trübsten Lüften ein Lichtstrahl.

Einst wurde im Kristallpalast zu London ein grosses Chrysanthemenfest gefeiert. Eine Million

von Chrysanthemenpflanzen in vielen Tausenden von Blumentöpfen hatten die Gärtner zum Schmuck herbeigebracht. Fünftausend Musiker liessen ihre Tonwellen über die farbigen Kaskaden hinbrausen, und zwanzigtausend Personen feierten mit: es war Friedrich Schillers hundertster Todestag. Keinen herrlicheren Flor hatten die Freunde des Dichters finden können. Der Götterfunke der Freude, von Schiller in seinem Hymnus gefeiert, wurde durch die Blumensprache millionenfach ausgedrückt.

## *Ein Klaustag*

Erzählung von Paul Wehrli

Am sechsten Dezember — die Nacht war bereits über den schneebedeckten Feldern hereingebrochen und gross stand die Mondsichel am Winterhimmel — da wurde an unsere Türe geklopft. Wir Kinder fuhren bei diesem Tone erschrocken zusammen, sahen zur Mutter hinüber, die blickte auf den Vater, der seinerseits einen Blick auf die Wanduhr warf, dann wartete und, weil nun das Klopfen zum zweitenmal gegen die Tür hämmerte, aufstand und zur Klinke griff. Es war nicht der Weihnachtsmann, der St. Niklaus, der über der Schwelle stand, sondern ein Mann, anfangs der Dreissiger, der meinem Vater verlegen die Hand entgegenstreckte, lächelte und ihn beim Taufnamen nannte. Noch sehe ich meinen Vater, der aschfahl geworden war, mit offenem Munde den Ankömmling betrachtete, ihn schliesslich hereinzog, die Türe schloss, dann halbwegs der Mutter entgegengehend und sagte: «Der Heinz!» Bei diesem Worte verfärbte sich auch meine Mutter; sie erhob sich von ihrem Stuhle und legte ihre Rechte in die des Angekommenen. Sie vermochte kein Wort zu sagen, blickte wieder auf den Vater, der endlich einen Stuhl herbeitrug und den Gast zum Sitzen nötigte. Und da sie sich endlich vom Staunen erholt hatten, als die drei einander Auge in Auge gegenüber sass, da entdeckte meine Mutter erst, dass der Neuangekommene immer noch seinen Ueberzieher trug, dass er den Hut neben sich auf den Tisch gelegt hatte und dasass, als wäre er nicht ihr Freund. Da fasste sich meine Mutter, der Mann entledigte sich des Mantels, des Hutes, ich trug

alles hinaus, holte Brot, Most und Gläser herein, deckte den Tisch, indessen der Mann meine Geschwister und mich begrüßte und verwundert war, die Stube des Freundes voll Kinder zu sehen.

Als ich zum andern Male hereinkam, fragte mein Vater eben den Fremdling, woher er komme. Vom Friedhof, lautete die Antwort, er habe das Grab des Vaters gesucht und nicht gefunden. Bei diesen Worten brach meine Mutter in Tränen aus, mein Vater atmete schwer und rang die Hände. «Heinz», sagte er, «als ich dir damals schrieb, dass dein Vater am Sterben sei, ja, dass er, wenn du diesen Brief erhältst, wahrscheinlich schon in seinem Grabe ruhe, hat sich die Wendung zum Bessern eingestellt. Dein Vater genas vom Tode, ich schrieb es dir . . . schrieb dir zwei-, dreimal nach Amerika hinüber und erhielt die Briefe jedesmal als unbestellbar zurück.»

Der Fremdling legte beide Hände vor das Gesicht und schwieg. Als er sie löste, standen Tränen in seinen Augen und er murmelte: «Mein Vater lebt! Mein Vater lebt!» Und jetzt erfuhren wir auch, dass Heinz aus diesem Dorfe, ein Tunichtgut war, der seinem tyrannischen Vater nichts als Kummer bereitete und eines Tages spurlos verschwand und nach Amerika ging. Von dort schrieb er meinem Vater, überbordete in Anklagen gegen seinen «Alten» und bat inbrünstig, ihm Auskunft über dessen Ergehen zu senden, ihm jedoch nie seinen Aufenthalt zu verraten. Schlecht ging es dem alten Moser, schlecht, dass viele Dorfbewohner an sein stündliches Ableben glaubten; der Arzt

winkte mit der Hand ab, wenn man sich nach dessen Ergehen erkundigte, und der Dorfschreiner hatte schon die Bretter für seinen Sarg gehobelt. Aber er genas, genas entgegen aller Voraussage und trotz des ärztlichen Wissens, aber Moser — da er sich von seinem Sterbebette erhob — war ein anderer geworden. Die hitzigen Fieber, der Kummer über den Tod seiner Frau, die Vereinsamung, die der Alte durch den weglaufernden Sohn erlebte, dies alles hatte seinen Geist verwirrt. Sein Korbergeschäft verfiel schon nach wenigen Monaten, denn wie sollte ein Geschäft blühen, wenn Moser seine Arbeit vergass, ganze Nachmittage auf seinem Stuhle höckelte, vor sich hinblickte, mit dem Kopfe wackelte und lächelte. Er lächelte, wenn man von seiner Frau, von Heinz, vom Wetter, von der Seuche und vom Hagel sprach, er lächelte auch, als man ihn aus dem Heimwesen führte und ihn — am Waldrand oben — in einem Häuschen ansiedelte; er lächelte, wenn wir Kinder hinauf zum Stuben-Moser stiegen, wie wir ihn nannten, und ihm Körbe zum Flicker brachten.

Und noch ein Amt war Moser übertragen. Er machte den St. Niklaus, und kein Kind unseres Dorfes erinnerte sich, je einen gütigeren, liebevolleren Chlaus als den Stuben-Moser gesehen zu haben. Und heute war ja wieder der 6. Dezember, und darum waren wir — da es an die Tür klopfte — zusammengefahren, weil wir den Stuben-Moser als Klaus erwarteten.

Dies alles erzählten meine Eltern Heinz, der sichtlich erregt durch die Stube schritt, jetzt am Fenster stand, die heisse Stirn auf die kalte Scheibe bettete und in die schneebedeckte Landschaft sah. Und da er so stand, nur an den Jammer des alten Vaters dachte, hörte er nicht das schüchterne Klopfen gegen die Tür, wie sich diese auftat und der Stuben-Moser über die Schwelle trat. So tritt sicher der liebe Gott in eine Stube ein, dachte ich, denn Moser lächelte, und die milden Augen ruhten liebevoll auf uns. Die Gemeinde hatte ihm eine braune Mönchskutte geschenkt, und wieder dachte ich, dass so Bruder Franziskus unter der Kapuze aussehen müsste, wenn er jetzt — gesegnet mit weissem Haar und Bart — durch die Gassen schritt. Wir vergassen den Mann am Fenster, so nahm uns die Milde des Weihnachtsmannes gefangen, wir scharten uns um ihn, der den Sack von der Schulter hob, ihn vor sich hinstellte und darüber hinweg jedem von uns die Hand zum Gruss reichte. Moser kannte alle Kinder des Dorfes, und den Bertli fragte er gleich, ob er noch immer die

Suppe nicht essen wolle, den Tineli ermahnte er, achtzuhaben und nicht mit der Schere aufgehängte Leinen und Tischtücher zu zerschneiden, und mich zupfte er am Zopfe, weil ich immer vor dem Spiegel stehe. Dann aber hob er bedeutsam den mahnenden Finger, öffnete den pumsvollen Sack, griff hinein und überreichte jedem von uns ein schweres Paket. Da sagten wir unsere Sprüchlein her, wie wir sie vorher gelernt hatten, und als der Klaus befriedigt nickte, machten sich unsere Finger über die geknoteten Schnüre her, die die Pakete zusammenhielten, indessen der Stuben-Moser nun lächelnd sein eigenes, wahrscheinlich selbst gedichtetes Verslein hersagte, das in lustigen Reimen uns Kindern zum Gehorsam, zur Liebe und zum Vertrauen den Eltern gegenüber mahnte.

Mein Vater und meine Mutter waren seltsam bewegt. Spürte das der Stuben-Moser, ahnte er, woran sie dachten, denn plötzlich starrte er die beiden an, lächelte, während zwei schwere Tränen an den Wimpern hingen. Jetzt nickte er, riss den Kopf herum, schnürte umständlich den Sack zu, wollte ihn auf die Schultern heben, als mein Vater sagte:

«Was macht Euer Heinz?»

Da wurde es still in der Stube, als hätte ein Engel den schweigengebietenden Finger auf aller Lippen gelegt. Es war das erstmal, dass mein Vater dem Stuben-Moser gegenüber den Sohn erwähnte. Lange sah er meinem Vater ins Antlitz, lang, und es war, als verdunkelte sich die Bläue der Augen, so als stiege in ihrem Grunde der tiefe Schatten einer süßschmerzlichen Erinnerung auf.

«Mein Sohn — Heinz?» sagte er nur, dann wanderten seine Blicke mit denen von Vater und Mutter zum Fenster hin, wo der Mann mit den dunkelbraunen Haaren und dem bleichen Antlitz sich umgedreht hatte. Nie vergesse ich Stuben-Mosers Gesicht, das anfänglich starr wie bleicher Marmor anmutete, und das im Laufe der Sekunden der Schimmer lebendigen Staunens verklärte. Weit hatten sich die Augen geöffnet, und die Lippen zitterten.

Der Mann am Fenster trat näher, blieb zögernd stehen und sagte: «Vater!»

Und wieder nach einigem Schweigen erhoben sich meine Eltern, nickten uns Kindern zu und zogen uns ins Nebenzimmer hinein. Leise, als liessen wir das Christkind mit den anbetenden Hirten in der Stube zurück, schloss die Mutter die Tür, hielt noch lange die Klinke in der Hand und

horchte — die Hand auf das pochende Herz gelegt — in die Stille hinein. Auch wir huschten auf leisen Sohlen zum Tisch, setzten uns geräuschlos nieder und wagten nicht, die Pakete aufzuschneiden, wagten nicht, Licht zu machen und uns zu bewegen.

Endlich hörten wir Stimmen nebenan und ein Klopfen an der Türe. Mein Vater ging hinaus, rief der Mutter, auch sie schloss die Tür hinter sich; dann hörten wir, wie die Eltern die Gäste hinausbegleiteten, hörten das Zuschlagen einer Türe, und da wir durch das Fenster blickten, sahen wir ein

Auto an unserm Hause vorüberfahren. Flocken wirbelten vom Himmel und hüllten es ein, und doch entdeckten die neugierigen Augen den Stuben-Moser, der den Sack zwischen den Beinen neben dem Mann am Steuer sass.

Von da an blieb das Haus am Waldrand unbewohnt, und ein anderer St. Niklaus klopfte jeweils am 6. Dezember an die Türen der Häuser. Er war lieb, lieb wie der Stuben-Moser, und doch war keiner der kommenden Klautage mehr von jener heiligen Stille erfüllt, wie damals, da der Stuben-Moser seinem Sohn begegnete.

### „Samichlaus“-Bräuche in der Schweiz

Aus der langen Reihe der stillen Adventabende leuchtet der von der Kinderwelt mit einem prikelnden Gemisch von Furcht und Hoffnung, Angst und Erwartung umwobene, auf den 6. Dezember fallende St. Niklaustag heraus. Erscheint doch am Vorabend des so volkstümlichen Festtages oder an diesem selbst der Nikolaus aus geheimnisvoller Himmelsbote oder Wundermann in der Gestalt des Bischofs oder des von Geheimnissen umrauten «Alten» aus dem von allerlei Mädchen umsponnenen Waldhäuschen, um als allwissender Examinator der Kinder in den Häusern Einkehr zu halten.

Der Niklausbrauch zeigt eine fast lückenlose Verbreitung in der deutschen Schweiz und in Romanisch-Graubünden, während er in den französischen Gebieten, ausser dem Freiburgischen und Berner Jura, besonders in den Kantonen Waadt und Genf, im Unterwallis und Tessin wenig bekannt ist. Begegnet man auf *romanischem Sprachgebiet* nur den Namensformen mit Sankt, resp. Saint, San, Sontga, so kennt man in der *deutschen Schweiz* die mit dem Sankt eng verbundenen Bezeichnungen Samichlaus, Santiklaus und Santiglois oder dann die einfache, vor allem in der *Ostschweiz* verbreitete Form Klaus oder Chlaus. In Graubünden erscheint vereinzelt Nikolaus (romanisch: Nicolaus).

Sich selber zur Rechenschaft, aber auch dem Samichlaus zum Beweis der beflissenen Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit wird im Schwyzerland manchem Kind jede gute Tat in einen Holzstab, ins «Chlausebei» oder in «d'Baiele» eingekerbt. So

werden die Kleinen dann mit gutem Gewissen den Teller oder die Schuhe vor das Fenster oder die Türe stellen, um diese dann am Morgen mit Köstlichkeiten gefüllt zu finden. Welch heimliches Gebahren des Samichlaus man im Urnerland «schleiken» nennt.

Gebefreudigkeit ist beim Vorläufer und vornehmsten Boten des Christkinds die hervorstechendste Eigenschaft. Bald gütig mahnend, bald wieder grollend und drohend tönt die Stimme des Chlause, der seine bischöfliche Mitra mit einer Pelzmütze oder Kapuze, sein Ornat mit einem unförmigen dicken Mantel und seinen Krummstab mit einem währschaften Stock vertauscht hat. Die Samichlaurute, die heute mehr oder weniger pädagogischen Absichten dient, ist Trägerin des uralten Zweigsegens. Gottlob, jetzt fällt der Gabensack zu Boden, und daraus rollen zur Freude der Heimgesuchten Süßigkeiten aller Art, «Tirggel» und Mandarinen. Gaben des Herbstes, wie Äpfel und Nüsse, die uralten Fruchtbarkeitssymbole finden eine Ergänzung durch Lebkuchencläuse und andere Leckereien. Natürlich erfüllt er nicht alle kindlichen Wünsche, sondern schenkt nur das, was freudige Vorahnung für Weihnachten weckt.

Umgang und Tätigkeit des heiligen Kinderfreundes finden ohne weiteres ihre Erklärung in den Motiven des reichen Legendenkranzes, der sich um die geschichtliche Gestalt des hl. Nikolaus schlingt, der als Bischof von Myra in Lykien (Kleinasien) sein sagenreiches Leben 342 oder 350 beschloss und während des 6.—9. Jahrhunderts zum volkstümlichsten Heiligen der morgen-